

Mathias Klammer

# Der Minimalismus der Dinge

Roman

Arovell Verlag Gosau Salzburg Wien 2011

### ***Klappentext:***

Ich, ein Altenpfleger, der nach dem Tod seiner Verwandten auf sich allein gestellt ist. Jonas, der die Liebe seines Lebens gefunden hat - in einem Nachtclub. Anna, die sich vor der Welt versteckt, in der Dunkelheit unter ihrer Bettdecke. Marian, der ohne seinen Vater nicht mehr leben kann. Und Otto, der darauf wartet, dass sich sein Leben erneuert, da das alte neben ihm begraben liegt. Parallelen und ähnliche Erlebnisse, die verbinden, wenn auch in unterschiedlicher Weise.

### ***Kurzbiographie:***

Mathias Klammer. 1988 in Osttirol geboren. Autor und Journalist. Studiert in Salzburg/Graz. Kommunikationswissenschaft/Germanistik. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften. *Der Minimalismus der Dinge* ist sein erster Roman. [www.em-ka.at](http://www.em-ka.at).

-60

Es sind die kleinen Dinge, um die es im Leben geht. Die ganz kleinen Dinge. Hat meine Großmutter immer gesagt. Ich habe nur genickt, wenn du meinst gesagt, ihr zugelächelt. Dann hat sie mir die Haare aus dem Gesicht gestrichen, gelacht.

Doch, es sind die kleinen Dinge. Je kleiner, desto wichtiger. Dieser Satz. Heute stimmte er.

Niemand hat das Auto kaufen wollen. Das Auto, vor dem Fenster meiner Wohnung sein elendiges Dasein fristend. Die verbogenen Kotflügel. Die vereinzelt Rostspuren auf der Karosserie, an den Türen. Die kaputten Scheinwerfer. Niemand interessierte sich dafür. Niemand interessierte sich für mich.

Mein Blick fiel auf die Uhr. Es war kurz nach vier. Um diese Zeit stellte ich mir immer vor, wie es wohl wäre, jemand anders zu sein. Vielleicht jemand, den ich kenne. Vielleicht jemand, dem ich noch nie zuvor begegnet bin. Vielleicht doch nur ich selbst, etwas anders. Ich wusste es nicht, aber ich stellte es mir vor. Wie mein Leben aussehen würde, wäre ich jemand anders. Einfach nur anders. Dabei musste ich immer lächeln. Meine Phantasie ließ sich jedes Mal ein verändertes Szenario einfallen, um mich zu unterhalten. Es ist eine ganz besondere Gabe, wenn man eine große Portion an Vorstellungskraft mit sich herumträgt.

Ich stellte mir täglich vor, wie es wäre, wenn meine Eltern noch am Leben wären. Nicht tot. Nur lebendig. Ich konnte ihren Geruch innerhalb dieser nackten Wände noch immer wahrnehmen. Ich wusste nicht mehr genau, wann sie gestorben waren. Es musste schon mehrere Monate her sein, viel-

leicht Jahre. Ich wusste es nicht mehr, konnte mich nur schwer an diesen Moment erinnern.

Wie das Telefon geläutet hatte, meine Großmutter den Hörer behäbig von der Gabel löste. Das tiefer gestimmte Hallo ihrer rauen Stimme waberte durch den Raum. In diesem Augenblick überlief mich ein kalter Schauer. Diese Erinnerung war geblieben. Auch wie meiner Großmutter die lebendige Farbe aus dem Gesicht wich, sie nach Luft schnappte, den Hörer ausließ, dieser von der gewellten Schnur nur knapp vor einem harten Aufprall geschützt wurde, die Großmutter zu Boden fiel.

Der laute Knall, dann die darauf folgende Ruhe. An diese Sekunden dachte ich. Am Tag. In der Nacht. Ich träumte manchmal davon, sah, wie die Großmutter mit dem Kopf auf den Boden prallte, ich nur tatenlos zuschaute. Es war ein unglaublicher Moment. Manchmal wachte ich schweißgebadet auf, um nur wenige Sekunden später wieder den gleichen Traum zu durchleben. Nur diese eine Szene. Tausendmal gelebt. Sie veränderte sich nicht, es kam nichts hinzu, es würde immer gleich bleiben.

Wahrscheinlich war es schon fünf Jahre her. Oder sieben. Der Geruch war immer noch da. Der abgestandene Zigarettenrauch des Vaters. Das alte Putzmittel der Mutter. Ich konnte es riechen. Es vermischte sich zu einem Ensemble familiärer Erinnerungen. Er, der Geruch, war mir so nah, als ob er ein Mitbringsel, ein ungeliebtes, aus alten Zeiten wäre. In Wirklichkeit war er nur ein Überbleibsel. Vergangene, trostlose Stunden. Vielleicht war es schon acht Jahre her. Vielleicht auch nur drei.

An ihre Gesichter konnte ich mich ebenfalls nicht mehr erinnern. Keine Bilder mehr. Großmutter hatte sie alle ver-

brannt. Kurz nachdem es geschehen war. Kurz nachdem der Notarzt der Großmutter versichert hatte, dass in dem Auto niemand überlebt hatte. Dass die Feuerwehr die menschlichen Überreste von der Leitplanke kratzen musste, ein einzelner Finger gefunden wurde. Die Großmutter hatte nur genickt, den Hörer auf die Gabel gelegt, sich auf den Stuhl des Vaters gesetzt, geweint. Nicht lange, nur ein paar Minuten. Dann hatte sie mir die ganze Geschichte erzählt, mich in mein Zimmer gesperrt. Ich hatte mich nicht gewehrt, sah die Traurigkeit in ihren Augen, spähte durch das Schlüsselloch nach draußen. Ich konnte mich nicht mehr daran erinnern, dass das Telefon geläutet hatte.

Sie warf die Bilder in das offene Feuer. Es loderte kurz, dann waren sie verschwunden. Für immer. Ausgelöscht. Damals habe ich es nicht verstanden. Später noch viel weniger.

Ich konnte sie nicht mehr danach fragen, die Großmutter. Ein paar Monate später ist sie nicht mehr nachhause gekommen. Ich weiß noch, wie sie mich in den Arm genommen hatte, am Tag zuvor. In ihrem Arm spürte ich die wohlige Wärme, ihre Brüste. Es war ein schönes Gefühl, kurz, denn sie sagte nichts, schaute mir nur flüchtig in die Augen. Dann war sie in die Küche gegangen, um das Abendessen zuzubereiten. Am nächsten Tag war sie nicht mehr gekommen. Kein Abschied. Ihre letzten Worte hatte ich vergessen, fühle nur noch die Umarmung, die warmen Brüste. Seit fünf oder sechs Jahren. Damals war ich einundzwanzig.

Nun saß ich hier, auf dem Stuhl des Vaters. Das vordere rechte Bein wackelte noch immer. Wie vor fünf Jahren. Oder sechs. Der Aschenbecher, voll mit eingetrockneten Zigarettenresten, stand auf dem Tisch. Die Mutter hatte ihn nicht mehr weggeräumt. Ich hatte nichts verändert. Die Wohnung

sah gleich aus. Wie vor vielen Jahren. Als meine Eltern durch die Tür gegangen waren, bis morgen gerufen und mir zugewunken hatten. Als meine Großmutter durch die Tür gegangen war und mir zugewunken hat. Sie sind nicht mehr gekommen. Seither hatte sich nichts verändert.

Ich war zurückgekommen. Sie nicht. Ich dachte oft daran, starrte auf die vergilbten Bilder an der Wand, von meiner Mutter gemalt. Viele Tage waren vergangen. An vielen Tagen hatte sich die sture Dunkelheit der Nacht durchgesetzt, gegen die Unbeschwertheit des Tages. An vielen Tagen war ich eingeschlafen, um kurz danach zu erwachen, wieder zu träumen. Das zerstörte Auto, ich hatte es nie gesehen, stellte es mir bloß vor, bevor ich meine Augen schloss. Die Hektik der Feuerwehr, der unterwürfige Ton des Arztes, die Wut der Großmutter, die Flammen, die die Vergangenheit unter sich begruben.

An vielen Tagen dachte ich daran. Auch heute. Vielleicht hatte sich mein Leben verändert. Vielleicht wäre es auch sonst nicht viel anders verlaufen. Vielleicht war ich zu feige, es mir einzugestehen. Vielleicht.

Als ich die unterschiedlichen Stimmen im Stiegenhaus wahrnahm, war ich nicht überrascht. Ich hatte sie erwartet. Schon längst. Als der helle Ton der Glocke durch die Wohnung schallte, erschrak ich nicht. Als sie mich baten, die Tür zu öffnen, stand ich auf, wie von Fäden gezogen, drückte die Klinke nach unten. Als sie mich anstarrten, fassungslos, auf die schwarze Tasche neben mir blickten, waren sie überrascht. Als ich in die Mündungen ihrer Waffen schaute, aus meiner Tasche eine Pistole zog, sie mir gegen die Schläfe hielt, erschranken sie. Als sie laut nein riefen, hatte ich den Abzug bereits betätigt.

Vielleicht war ich wirklich zu feige. Und vielleicht wäre es anders abgelaufen. Vielleicht wäre ich einfach jemand anders. Vielleicht. Aber vielleicht auch nicht.

Die weit aufgerissenen Augen, sie starrten mich an. Ich konnte sie noch erkennen, kurz bevor ich seitlings auf den Boden fiel. Ich drehte mich nicht mehr um, schaute in ihre Gesichter, lächelte sie an. Dann schlossen sich meine Lider. Ich dachte an Großmutter, an den modrigen Geruch, an die Wohnung, an mein Auto. Vielleicht würde es irgendwann jemand kaufen. Vielleicht. Vielleicht auch nicht.

### *Eine Erinnerung.*

Manchmal liebe ich sie. Meistens nicht. Die Tür geht auf. Sie steht in dem engen Rahmen, ihre Schultern berühren das weiß lackierte Holz, sie zwängt sich hindurch. Ob ich aufgeräumt hätte, fragt sie mich. Ihr Ton, wütend. Ich huste. Der Zigarettenrauch in meiner Nase, brennend, die Schleimhäute reizend. Sie bläst ihn mir ins Gesicht. Direkt. Ohne Vorwarnung. Dann lacht sie. Ich weiche ihr aus. Sie wiederholt ihre Frage, verlangt, dass ich sie Mutter nenne, dass ich es sagen solle, jetzt, sofort. Ich sage Mutter, verziehe mein Gesicht dabei. Sie schlägt mir auf den Mund. Ich spüre das Blut, langsam, zäh, es rinnt über mein Kinn, ich balle dabei die Faust. Ich halte mich zurück.

Sie lacht weiter, mich aus, über mich, berührt meine Hand, zieht die Finger wieder zurück, haut erneut zu. Das Blut tropft auf den Boden. Ich höre die knallende Haustür. Mein Vater. Er ruft, dass er zuhause sei. Mutter antwortet nicht, schließt die Tür meines Zimmers, sagt, dass Großmutter heute auf mich aufpassen würde, sie hätten etwas Wichtiges zu erledigen. Ich nicke. Sie will, dass ich danke Mutter sage.

Ich wische mir über die blutenden Lippen. Mit dem frisch gewaschenen Hemdsärmel. Dafür schlägt sie mich, ein drittes Mal. Ich flüstere: Danke Mutter. Sie verlässt mein Zimmer, umarmt den Vater, er zwinkert mir zu, fragt nicht, was mit mir passiert, warum meine Unterlippe aufgesprungen sei. Er weiß es auch so.



...

...

-57

Anna war glücklich. Schon lange her, die Glücklichkeit. Heute war sie wieder da. Anna lachte. Ihre Zähne im Gegenlicht. Weiß, strahlend. Sie lag im Gras und lachte. Der Wind wehte. Sie spürte ihn, an der Nase, ihrem Mund. Er streichelte, liebte sie. Sie ließ es mit sich machen. Sie sehnte sich nach Zärtlichkeit, nach Liebe.

Er gab sie ihr, der Wind. Sie dachte nicht nach, sie konnte nicht mehr denken. Allein sein. Für immer. Anna stand auf. Sie spürte das Gras, es kitzelte an ihren Zehen, an ihren Unterschenkeln. Kleine Schritte, sie sollten ans Ziel führen.

Unendliches Grün. Es umgab sie. Es war überall. Sie fühlte sich frei, geborgen. Ein schönes Erlebnis. Sie blinzelte. Die Sonne blendete, berührte sie an den verschiedensten Stellen, an verbotenen Stellen. Sie ließ es zu, ließ es mit sich machen, gab der Liebe freien Lauf. Anna lachte. Ihre Zähne, sie stießen dabei aneinander. Das Geräusch, das entstand, es vermischte sich mit der Umgebung, mit allem, mit der Welt.

Annas Lippen, so vollkommen, rot, schön. Sie lachte, sie lief, es kitzelte. Es war die Liebe, pur, in ihrer schönsten Gestalt. Sie spürte es, ganz tief in ihrem Inneren, da spürte sie es. Sie wusste es. Dass es die Liebe war.

Sie hatte sich danach gesehnt, ihr ganzes Leben lang. Sie hatte daran gedacht, wie es wohl sein würde, irgendwann. Sie hatte es sich ausgemalt. Mit Farben. Mit Gedanken. Mit sinnlichen Berührungen. Mit intensiven Bewegungen. So hatte sie es sich vorgestellt. Damals. Denn damals war es anders.

Damals war sie einsam. Niemand wollte sie, niemand kannte sie. Damals.

Heute wie damals. Die Liebe, sie wartete. Die Anna, sie wartete. Sie warteten aufeinander. Zwecklos. Vergebens.

Irgendwann, es war noch nicht lange her, da wollte sie aufgeben, denn die Liebe würde nicht aufgeben, Anna wusste das. Der Klügere gibt nach, hat es immer geheißen. Deswegen hoffte sie auf die Liebe, die Klügere. So weit kam es nicht, würde es nicht kommen. Und trotzdem. Kein Nachgeben, keine Regung. Sie musste kommen, irgendwann. So dachte sie damals.

Anna ärgerte sich. Dumm, naiv, schlechte Attribute. Sie hatte gewartet, aber sie war nicht gekommen. Sie hatte es gewusst, hatte sich darauf verlassen, hatte sich treiben lassen, bis ins Unendliche. Unendliche Länge. Die Zeit, sie verging immer schneller. Mit jeder Sekunde mehr Angst, wachsende Einsamkeit, Depression. Die Liebe, sie hatte Anna im Stich gelassen. Jetzt wusste sie es. Damals nicht. Heute schon. Es lag an ihr. Es war immer an ihr gelegen. Sie hatte sich überlisten lassen. Von ihr. Von Anna.

Anna gegen die Liebe. Die Liebe gegen Anna. Anna gegen Anna. Anna gegen das Leben. Lieblos. Die Liebe fehlte. Damals.

Jetzt war sie da, die Liebe. Eine andere Liebe, natürlich, aber eine ganz besondere Form. Sie würde sie nicht mehr gehen lassen, sie festhalten, ganz fest. Das Gras kitzelte weiter, es berührte sie, innig, tief. Anna ließ sich fallen. Es fing sie auf, nahm sie mit. Sie war weich, die Liebe. Fast wie in ihrer Vorstellung. Damals.

Anna öffnete die Augen. Sie wollte die Liebe umarmen, sie küssen. Sie war nicht mehr da. Anna schloss ihre Augen. Die

Lider verklebt, schwarz, müde. Das Gras, verschwunden. Die Berührungen, inexistent. Die Liebe, nicht mehr da. Dunkelheit. Dann öffnete sie die Augen erneut. Keine Liebe mehr. Kein Gras. Kein Wind. Keine Sonne.

Nur noch Anna. Und die Schwärze. Sie hörte es. Das gleichmäßige Keuchen neben ihr. Auf und ab. Laut und leise. Sie hasste es, dieses Atmen, dieses selbstgefällige Luftholen. Von ihm. Es hörte nicht auf. Jede Nacht diese verworrene Szenerie. Kein Ende in Sicht. Auf und ab. Anna wurde wütend. Sie ballte die Hände. Ihre roten Züge strahlten durch die erdrückende Finsternis. Jede Nacht der Zorn in ihr. Auf und ab. Sie schlug auf die Matratze. Auf und ab. Sie brüllte laut. Auf und ab. Sie schlug sich selbst. Ein kurzes Stöhnen. Dann auf und ab.

Anna legte sich zurück. Ihre Wangen zitterten. Wie ihre Hände. Sie konnte nicht mehr. Sie würde nicht kommen, die Liebe. Niemals. Er war es nicht. Sie wusste es. Er war der Falsche, sie hasste ihn. Jeden Tag. Jede Nacht. Jede verdammte Stunde hasste sie ihn. Auf und ab. Es ging nicht mehr. Nicht so. Nicht ohne Liebe. Nicht mit diesem Hass. Ein Leben mit Hass. Ein Leben ohne Liebe. Anna musste aufgeben. Für sich, für die Liebe.

Ein Leben ohne Hass. Ein Leben mit Liebe. Sie wünschte es sich. In jedem Traum. Jede Nacht um zwei, da hatte sie einen Wunsch. Und er ging in Erfüllung.

Damals hatte sie es sich vorgestellt, anders. Heute war es anders. Aber nur nachts um zwei. Heute wie damals. Der Rest hatte sich nicht verändert.